



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Notizen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

abwinkende Bewegung machte. Pipin, sagte er, deine Tochter spielt die Rolle der Entsagenden zum Entzücken, ich selbst konnte mich im Augenblicke nicht der Täuschung erwehren, sie muß eine große Künstlerin sein. Er fragte noch, was sie denn eigentlich spiele, wohl heroische oder hochtragische Rollen?

Pipin, welcher in der Zuversicht, den Obersten begütigt zu wissen, erstarrte, nahm lebhaft die Gesprächswendung auf, die Barbaras Thun und Lassen in den Vordergrund gerückt hatte. Ist ja gar keine Schauspielerin, hochwerter Freund und Gönner, sagte er eifrig und ging in den Ton der Betrübniß über, ist ja alles ihr purer Ernst. Ja, wenn sie für die Bühne gewonnen worden wäre, fügte er wehmütig hinzu, dann wäre ich groß, wären wir alle groß! Aber — unterbrach er sich — lassen wir das!

Wie? rief der Offizier, diese Miene jetzt war ihr Ernst, und du läßt sie weggehen, nimmst sie nicht mit dir und verschaffst ihr den so sehnlich erwünschten unschuldigen Genuß? Und wenn die ganze Schulstube dazu ein läppisches Lachen aufschlüge oder die Kleinstadt ein Fragezeichen dazusetzte! Pipin, ich verstehe dich nicht!

Auf eine Entgegnung des andern fügte er noch ärgerlich bei: Nun, wie du willst, aber nimm mir's nicht übel, du bist ein arger Philister geworden.

Darin hast du recht, sagte der andre, indem er seine Hand in den Arm des Freundes legte. Dann gingen beide die Schultreppe hinauf. Dichte Schwärme von Kommilitonen waren ihnen schon vorangeeilt, alles in dicker Freundschaft und, wie man zu sagen pflegt, auf Du und Du.

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Dem Reichstagsbeschuß vom 15. Dezember, den bereits der Verfasser der „Ungehaltenen Reden eines Nichtgewählten“ in ergötzlicher Weise glossirt hat, werden von einem andern unsrer geehrten Mitarbeiter noch folgende ernste Betrachtungen gewidmet:

Als wir vor kurzem in diesen Blättern eine Besprechung „zur Diätenfrage“ brachten, konnten wir nicht umhin, zu konstatiren, daß das Ansehen des deutschen Reichstages in unserm Volke leider nicht mehr dasselbe sei wie früher. Als Gründe dafür bezeichneten wir das überhandnehmende persönliche Geizhals und das mehr und mehr durch die Fraktionspolitik beherrschte sachliche Verhalten der Parteien. Ueber einen weiteren Grund, den wir hätten anführen können, schwiegen wir lieber, weil es zu schmerzlich war, ihn zu berühren. Aber die Reichstagsverhandlung vom 15. Dezember läßt diesen Grund nicht mehr verschweigen. Es ist die Gehässigkeit, welche ganze Parteien des Reichstages, ihre Führer an der Spitze, der Person des deutschen Reichskanzlers entgegenbringen.

Die staatsmännische Thätigkeit des Fürsten Bismarck liegt uns heute für einen Zeitraum von länger als dreißig Jahren aufgeschlossen vor. Die Berichte, welche er als Gesandter am Bundestage erstattete, ließen die bewunderungswürdige geistige Kraft und Ueberlegenheit erkennen, mit welcher er schon damals, als noch die politischen Dinge fast vor aller Blicken verworren lagen, die deutschen und europäischen Verhältnisse durchschaute und festen Zielen zusteuerte. Bereits am 21. April 1860 — also lange vorher, ehe von einem Ministerium Bismarck die Rede war — konnte Freiherr von Bünke, damals noch ein politischer Gegner Bismarcks, im preussischen Abgeordnetenhaus aussprechen: „Die Umkehr Preussens von seiner vererblichen österreichischen Politik datirt von dem Augenblicke, als Herr von Bismarck Bundestagsgesandter in Frankfurt wurde.“ Wie letzterer dann mit einer Energie ohne gleichen die Gedanken, die ihn lange Jahre beseelt hatten, weiter verfolgt und zur Ausführung gebracht hat, wissen wir alle. Was war Deutschland früher? Ein ohnmächtiges Gebilde; seine Länder Spielbälle in den Händen Oesterreichs; aber stets in der Gefahr, auch wieder Spielbälle in den Händen Frankreichs zu werden. Jetzt steht Deutschland geeinigt, mächtig und angesehen da, und sein Volk genießt einen Wohlstand, wie er, so lange es eine Geschichte giebt, nicht in Deutschland bestanden hat. Wer dies alles bewirkt hat, ist bekannt. Aber Dankbarkeit? — Nun, die Geschichte berichtet, daß Arminius der Befreier Deutschlands zwar vom römischen Joch gerettet habe, daß aber gleichwohl einige Jahre darauf sich ein edler Deutscher gefunden, der sich bereit erklärt habe, ihn mit Gift aus der Welt zu schaffen. Auch heute wieder giebt es Deutsche, die den Kaiser Wilhelm zum Danke für das, was er an Deutschland gethan, mit Dynamit in die Luft sprengen wollen. Im Reichstage aber sitzen Auserwählte der Nation, welche zwar nicht mit physischem Gift operiren, aber alles erdenkbare moralische Gift bereit haben, um es dem großen Kanzler des Kaisers entgegenzuspritzen.

Fürst Bismarck steht im siebzigsten Lebensjahre. Von der riesigen Arbeitskraft, die er früher besaßen, geben seine zahlreichen Werke Zeugnis. Dinge, wie er sie vollbracht, gehen auch nicht ohne schwere innere Aufregung vorüber. Seit Jahren ist deshalb seine Gesundheit erschüttert. Andererseits haben die Geschäfte im auswärtigen Amte erheblich zugenommen: siebzigtausend Nummern sind jährlich zu bewältigen. Wer noch nicht wissen sollte, wie dort gearbeitet wird, für den liegen gerade jetzt die umfangreichen, meisterhaft geführten Verhandlungen vor, durch welche der Reichskanzler dem deutschen Volke neue Quellen des Wohlstandes in fremden Welttheilen eröffnet hat. Auch tagt gerade jetzt in Berlin eine Konferenz aus allen mächtigen Staaten der Erde, welche schon in ihrer Existenz den Fürsten Bismarck zur Zeit als den leitenden Staatsmann der Welt ausweist. Da tritt nun der Reichskanzler vor den Reichstag und sagt: „Ich bedarf einer zuverlässigen Hilfe im auswärtigen Amte. Die Geschäfte haben sich vermehrt. Ich selbst bin nicht mehr so arbeitskräftig wie früher. Deshalb bewilligt mir jährlich 20 000 Mark.“ Und was geschieht? Die Mehrheit des Reichstages, Centrum, Freisinnige und Sozialdemokraten, lehnt die Forderung ab!

Die Abstimmung des Centrums freilich kann uns nicht Wunder nehmen. Man kann ihm aus solchen einzelnen Akten seiner Politik kaum einen Vorwurf machen. Der Fall liegt bei ihm analog jenem Falle, welchen im Corpus juris ein römischer Jurist entscheidet, der gefragt wird, ob es schimpflich sei, daß gewisse Frauenzimmer für gewisse Dinge Bezahlung nehmen. Rein! antwortet er. Turpiter facit, quod est meretrix, sed non turpiter facit, quum sit meretrix. Auch über die Sozialdemokratie ist ja kein Wort zu verlieren, und ihr Widerspruch würde kaum Beach-

tung gefunden haben, wenn nicht ihr Redner die Gelegenheit benutzt hätte, um dem Reichskanzler Impertinenzen ohne gleichen ins Gesicht zu sagen. Endlich mag auch Herr Eugen Richter und ein Teil seiner Genossen in den Haß gegen den Fürsten Bismarck sich so eingelebt haben, daß es ihnen ganz natürlich erscheint, demselben da erst recht entgegenzutreten, wo mit den von ihm vertretenen sachlichen zugleich seine persönlichen Interessen sich zu verbinden scheinen. Aber unter den Mitgliedern der freisinnigen Partei sind doch noch Männer, die eine andre Vergangenheit hinter sich haben, eine Vergangenheit, in der auch ihnen Fürst Bismarck als ein Mann erschien, dem Deutschland doch manches zu danken habe. Haben sie diese Zeit ganz vergessen? Und sollte ihnen nicht eine Vorstellung darüber aufdämmern, wie die „Nadelstiche,“ mit denen man den Reichskanzler behandeln zu dürfen glaubt, dereinst in der Weltgeschichte werden beurteilt werden?

Nun, in dem gegenwärtigen Falle hat man nicht den Verlauf der Weltgeschichte abzuwarten brauchen. So tief ist doch der Sinn für das, was Deutschland einem Manne wie Bismarck schuldig ist, noch nicht gesunken, daß nicht ein erheblicher Teil des deutschen Volkes, man darf sagen die gesamten besseren Elemente desselben, in Entrüstung aufgebraust wären ob solcher schändlichen Behandlung. Fast aus allen Gauen Deutschlands sind Kundgebungen zutage getreten, welche dem Reichskanzler versichern, daß es noch zahlreiche Deutsche giebt, denen nicht das Rainsmal des Undanks an der Stirne geschrieben ist. Und so hat jener Parlamentsbeschluß dazu beigetragen, daß das deutsche Volk sich gleichsam seines bessern Selbst wieder bewußt geworden ist. Schon jetzt liegt jene Abstimmung verurteilt von der Geschichte da. Leider aber müssen wir zugleich in Anknüpfung an das, was wir im Eingang sagten, von neuem konstatiren, daß das Ansehen des deutschen Reichstages auch hier wieder einen schweren Stoß erlitten hat.

Die Polenlegende. Der dänische Abgeordnete Junggreen hat im deutschen Reichstage den Helven Johann Sobieski als Retter Wiens und Deutschlands zitiert, um für die polnische Gerichtssprache in Posen und Westpreußen Stimmung zu machen, und sein welfischer Kollege Windthorst kam ihm mit den galizischen Polen zu Hilfe, welche die besten Österreicher geworden seien, seitdem alles geschieht, was sie fordern. Wenn Herr Junggreen sich die Mühe nehmen will, einen Blick in die neueren, aus archivalischen Quellen geschöpften Darstellungen des Entsatzes von Wien zu werfen, so wird er finden, wie weit der Anteil des Polenkönigs an diesem Ereignisse reicht. Johann Sobieski verteidigte an der Donau sein Land, ebenso wie die Polen, welche sich an den revolutionären Unternehmungen in Frankreich, Deutschland, Italien beteiligten oder Dienste im türkischen Heere nahmen, immer nur das Interesse ihrer Nation vor Augen hatten. Das kann ihnen niemand verübeln, aber man lasse uns endlich mit dem Edelmut und der Freiheitsliebe der Polen in Ruhe. Herr Windthorst aber scheint ein schlechter Zeitungsleser zu sein, sonst würde er das mit so aner kennenswerter Offenheit kundgegebene Zukunftsprogramm der Herren von Dzieduszycki und Konsorten kennen, und wissen, daß die Polen in Galizien alles thun, um aus wirklich guten Österreichern, den Ruthenen, Mißvergünstigte zu machen, welche panslawistischen Tendenzen zugänglich werden. Wenn er überhaupt noch ein Deutscher ist, so kann er unmöglich wünschen, daß die Deutschen in Posen und Westpreußen wie die Ruthenen in Galizien vergewaltigt und polnisch werden, damit jene Provinzen bei günstiger Gelegenheit für das neue Polenreich reklamirt werden könnten. In der Politik giebt es keine Sentimentalität, das weiß ja niemand besser als Herr Windthorst!

Friedrichs des Zweiten Unterhaltungen. Wer Friedrich den Großen kennt, wird sich gewiß bei der Lektüre seiner vor kurzem erschienenen Gespräche mit seinem Vorleser Henri de Catt*) darüber wundern, daß Friedrich einen Mann gegen verhältnismäßig gute Bezahlung in seinen Dienst nahm, der meist nicht ihm, sondern dem er vorlas, und der, soweit man aus den von ihm aufgezeichneten Memoiren urteilen kann, keine andern Pflichten hatte, als zuzuhören und zur Gesellschaft zu dienen.

Mit vollem Rechte setzt der Herausgeber auseinander, daß Catt Friedrichs Sekretär gewesen ist und alle Dienste eines solchen Beamten versehen hat. Aber Andeutungen darüber ent schlüpfen Catt nur selten, und nicht etwa in den zur Veröffentlichung bestimmten Denkwürdigkeiten (Catt redet mehrfach seine „Beser“ an), sondern allein in seinem eigentlich doch nur für ihn selbst verfaßten Tagebuche. Wer also Catts Erinnerungen gutgläubig durchliest, der muß zu dem Glauben, man könnte sagen verführt werden, er sei lediglich ein geistreicher, unterhaltender Freund des Königs, ein Mann in einer Stellung wie Argens, Membre und Voltaire gewesen.

Dieser eine Umstand ist bezeichnend für den Charakter des Mannes und giebt den richtigen Standpunkt für die Beurteilung seiner Nachrichten. Er war ein unendlich eitler Mensch von kräftigstem Egoismus, der aufs Kleinlichste dafür Sorge trug, der Nachwelt im besten Lichte, ja im Lichte einer Vollkommenheit zu erscheinen, welche künstlich zurecht gemacht ist, und der der hingebenden, unbesümmerten Offenheit des Königs gegenüber häufig einen unwiderstehlich komischen Eindruck macht.

Ein starrer, ungesalzener Calvinist, hat er in seiner geistigen Zusammensetzung keine Spur von Witz und versteht absolut keinen Spaß an andern. Friedrich mit seinem unaufhörlich hervortretenden Bedürfnisse nach geistiger Erholung und der Gabe, allen Dingen und Personen leicht eine lächerliche Seite abzugewinnen, blieb dem frommen Schweizer eigentlich stets ein fremdartiges, unverständliches Wesen, das er mit einer Art von pathologischem Interesse betrachtete.

Freilich hat er dabei viele außerordentlich gute Seiten. Er ist zurückhaltend, ehrlich, korrekt und zuverlässig — aber was für ein Gegensatz zu Friedrichs Offenheit, manchmal geradezu kindlicher Gutmütigkeit, seiner Frische in der Empfänglichkeit für neue Eindrücke, seiner Höflichkeit, die aus dem innersten Herzen kommt, seinem Witz, dem nichts entgeht, was ihm entgegentritt!

Für das leichte Spiel eines überlegenen Geistes, der auch dem unbedeutenden Vorleser gegenüber niemals ängstlich bedacht ist, seine Stellung zu wahren, sondern sich in freier Laune gehen läßt, fehlt Catt fast jedes Verständnis. Mengstlich notirt er jeden Widerspruch, in welchen sich der König verwickelt, wenn er heute etwas behauptet, was mit seinen Aussprüchen vor acht Tagen, die er längst bei seinen schweren Sorgen vergessen hat, in Kontrast steht.

Da kommt freilich Catt besser weg. Er hat keine Launen, da ihn nichts bedrückt; er vergißt nie, was er einmal behauptet hat, und bleibt daher stets bei seiner Ansicht stehen. So macht er denn auf sich selbst den Eindruck überlegener Weisheit, während der König schwankend und inkonsequent erscheint.

Seine Schwächen entgingen dem Könige keineswegs. Zwar ist von Catt sorgfältig alles weggelassen worden, wodurch man Friedrichs Ansicht über ihn

*) Publikationen aus den k. preuß. Staatsarchiven. 22. Band. Unterhaltungen mit Friedrich dem Großen. Memoiren und Tagebücher von H. de Catt, herausgegeben von R. Koser. Leipzig, S. Hirzel, 1884.

kennen lernen konnte. Aber einmal konnte er doch eine Aeußerung nicht ausmerzen, ohne den ganzen Gedankengang zu stören. In einer Unterhaltung über die Unsterblichkeit der Seele (S. 96, 38) sagt ihm der König geradezu, sein (Catts) Hauptbeweggrund zu diesem Glauben sei seine Eitelkeit.

In Catt wohnten zwei Seelen. Einmal kann er dem unbeugsamen Mute, der ihm wie so vielen andern gegenüber bewiesenen Gutherzigkeit, der unermüdblichen Thätigkeit, der rührenden Familien- und Vaterlandsliebe, die so oft einen ergreifenden Ausdruck findet — all diesen und so vielen andern großen Eigenschaften des geplagten Königs, der dem Sekretär immer noch ein kleines Stück seiner großen Seele offen hält, seine Bewunderung nicht versagen. Er hätte kein menschliches Herz haben müssen, wenn ihn das stets wiederholte Schauspiel großartiger Selbstverleugnung und kindlicher Offenheit des Gemüthes nicht gerührt hätte. Oft bricht er in Thränen aus und spricht mit begeisterter Liebe von dem gequälten königlichen Feldherrn; dann aber zeigt er wiederum häufig genug eine Abneigung gegen Friedrich, die sich in allerlei kleinen Zügen und besonders in der Beurteilung von Friedrichs religiösen und politischen Ansichten äußert.

Diese Stimmung erklärt sich, wie der Herausgeber in der Einleitung auseinandersetzt, daraus, daß Catt bei der Abfassung der Memoiren in Ungnade gefallen war. Aber gerade diese dem Könige, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, abgeneigte Gesinnung Catts macht das Gesamtbild, welches die Lektüre ergiebt, nur umso wertvoller. Friedrich ist seinem Sekretär gegenüber so offen wie Cicero in seinen Briefen, aber die unaussprechliche Liebenswürdigkeit eines durch und durch edeln Charakters erscheint dabei im hellsten Lichte.

Wir müssen es uns versagen, hier auf Einzelheiten einzugehen. Als das Rührendste erscheinen uns die lateinischen Brocken, welche der König von Zeit zu Zeit in seine Unterhaltung einfließen läßt, und die Klagen über die Härte des sonst so warm von ihm anerkannten Vaters, weil dieser ihn an der Erlangung einer gründlichen Jugendbildung gehindert hat.

Schließlich notiren wir einige leicht zu verbessernde Schreibfehler. Der König hatte Catt gefragt, wie er seine Satiren finde (S. 176, 17): Vous trouvez donc cela bien fort et bien asséré. Ein Wort assérer giebt es, soviel uns bekannt, im französischen nicht, asserté würde nicht passen. Catt hat offenbar geschrieben acéré. S. 185, 14 sagt der König von einem seiner Gedichte: Vous avez raison, mon cher, ces expressions ne sont pas bien, d'ailleurs tout vers qui a besoin de commentaire pour être saisi, à coup sur, ne vaut rien; je veux que cette pièce soit bien finie, elle le sera pour le sentiment, mon cœur vous en répond; pour la lecture des vers c'est une autre chose, je devrais soigner plus cet article. Catt dürfte geschrieben haben: pour la tournure des vers. S. 216, 31 sagt Friedrich: Je pars demain, vous pourrez me suivre avec mes aides de camp; pour moi je vais seul avec mes soucis et ma tristesse. Le chagrin monte en croupe et salope avec lui, quelle fichue compagnie, mon cher! Wahrscheinlich muß es heißen: et je salope avec lui. S. 223, 36: Si l'âme dépend si singulièrement du corps, si elle l'affaisse, quand celui-ci chancelle, on voit pourtant quelquefois, dans des momens, ou la machine va se dissoudre, que ce qui pense en nous prend une nouvelle énergie. Offenbar hat Catt gemeint: si elle s'affaisse.*)

*) Eine Ausgabe des für Friedrichs des Zweiten Beurteilung wichtigsten und interessantesten Theiles dieser Gespräche in deutscher Uebersetzung und mit Weglassung des aus andern Quellen

Ein Lebensbild Hermann Hettners.*) Wenn der Biograph die Feder zu seinem Werke ansetzt, hat er einen wichtigen, ja vielleicht den entscheidenden Teil seiner Arbeit bereits hinter sich. Er hat sich über Dinge klar werden müssen, von deren richtiger Beurteilung der Wert des ausgeführten Werkes abhängt und in den meisten Fällen auch sein Erfolg gewährleistet wird. Zuerst soll der Held dargestellt werden als Mensch unter Menschen, sodaß seine wissenschaftliche oder künstlerische Bedeutung hauptsächlich für die Darlegung seines innern Entwicklungsganges und für die Geschlossenheit des Charakterbildes verwertet wird — oder gilt es, ihn als Träger bestimmter Kulturmomente zu zeichnen, sodaß aus seiner Individualität heraus sein Wirken und seine Bedeutung für die Kultur erklärt wird? Die scharfe Trennung, die hier formuliert wird, ist freilich so scharf und einseitig nirgends möglich. Aber auch eine weniger entschiedene Betonung des einen oder des andern ist nicht ganz in das Belieben des Biographen gestellt. Eine vollständige und endgültige Lebensbeschreibung wird ja eine angemessene Verschmelzung beider Gesichtspunkte umso gebieterischer fordern, je mehr der Held sich den gefeierten Helden des Menschengeschlechts nähert; in allen andern Fällen aber wird der Takt, die geistige Gewandtheit und das biographische Talent des Autors durch nichts deutlicher erkannt werden, als durch die Art, wie er jene beiden Gesichtspunkte zueinander in Verhältnis setzt, mithin wie er die gesamte Persönlichkeit seines Helden zu analysiren und die Weltstellung desselben zu präzisiren weiß. Denn eben diese Weltstellung ist maßgebend für den Gesichtspunkt der Biographie.

Wir wollen es gleich vornweg sagen: diese erste maßgebende Auffassung seines Helden ist Stern vortrefflich gelungen. Und für ihn war sie doch doppelt schwierig; einmal weil er ein Freund des Verewigten war, dann um der eigenartigen Bedeutung Hettners willen. Weit über die Gepflogenheit gelehrter Werke hinaus hat Hettner in den meisten seiner Schriften mit dem vollen Einsatz seiner Persönlichkeit die Dinge behandelt: daher denn auch jeder, der sie liest, sich bald eines gewaltigen Appells an sein edelstes Empfinden und Denken bewußt wird; daher denn auch ihre Wirkung unvergleichlich viel weiter und tiefer gegangen ist, als der Gegenstand an sich erwarten ließ. Und doch ist er kein Dichter, und seine Werke bilden nicht die Objektivirung einer Persönlichkeit, wenigstens nicht annähernd so vielseitig und tiefgehend, wie es bei Kunstwerken selbstverständlich ist. Da erwächst denn für den Biographen die Aufgabe, auf jeden Fall im Gelehrten die Spuren des Menschen und im Menschen die des Gelehrten zu suchen, ohne daß sich doch, wie beim Dichter, wenn anders er ein wahrer Künstler ist, der Mensch mit dem Schriftsteller vollkommen deckt. Was das heißen will, kann vielleicht nur der recht verstehen, der einmal versucht hat, selbst ein entsprechendes Charakterbild zu entwerfen. Leicht ist es nicht; selbst der schöpferischen Natur gelingt es nicht oft, die Urbilder zu erzeugen, und es ist unser Erinnerung nur einer, der als seelenverwandt hier an Hettners Seite treten könnte: David Friedrich Strauß.

Die stete befruchtende Wechselwirkung von Mensch und Schriftsteller — mit der Zwischeninstanz des Gelehrten — aufzufuchen und darzustellen, ist, wie uns scheinen will, die vornehmste Absicht Sterns gewesen. Daraus erklärt sich die ver-

allzu Bekannten erscheint uns als ein dringendes Bedürfnis. Wir können mittheilen, daß die Befriedigung desselben schon in kurzer Zeit zu erwarten ist. Im Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erscheint binnen vier Wochen als Teil der „Grenzboten-Sammlung“: „Friedrich der Zweite in seinen Gesprächen mit de Catt.“ D. Red.

*) Hermann Hettner. Ein Lebensbild von Adolf Stern. Mit einem Porträt. Leipzig, F. A. Brochhaus. 1885.

hältnismäßig sehr ausführliche Schilderung der Entwicklungszeit, die fast ein Drittel des Buches beansprucht. Wie liebevoll sind diese Kapitel geschrieben, mit welcher liebenswürdigen Frische entrollen sie uns ein Bild des Gymnasiasten, des Studenten, des werdenden Privatdozenten; immer das Persönliche mit dem Sachlichen verbindend und eben dadurch den Leser mit striktem Beweis überzeugend, daß jede wissenschaftliche That Hettners ein unmittelbarer Ausfluß seiner ganzen Persönlichkeit war. Das stimmt wehmütig, weil solche Persönlichkeiten selten geworden sind. Moderne Menschen gehen eben auch in ihren Büchern immer im Gesellschaftsanzug, vielleicht weil ihr Negligee zu sehr Negligee ist. Aber eben das thut so wohl, daß Stern in aller und jeder Beziehung seinem Helden nachempfinden kann und, in zarter Huldigung, in der Form seiner Biographie dem Wesen des Helden entspricht. Besonders dankenswert ist es, daß uns wiederholt Hettners Briefe gegeben werden, durch die sich das Charakterbild wesentlich abrundet und belebt. Aber das durfte eben nur ein Biograph wagen, der sicher war, daß seine eigne Darstellung dadurch nur Bestätigung, keine Beeinträchtigung erfahren würde.

Zum Schluß noch eins. Es ist ja unleugbar, daß ein umfangreicheres Werk, Hettner als Gelehrten in den Strömungen seiner Wissenschaft darstellend, noch ungleich mehr des Anregenden und Klärenden bringen würde. Hettners wissenschaftliche Bedeutung ist groß genug, um einem solchen Werke den Wert einer Geschichte der modernen Kunsttheorie zu geben, und keinen bessern Autor würden wir ihm wünschen können, als wiederum Stern. Und doch ist die kurzgefaßte Form des vorliegenden „Lebensbildes“ eine viel glücklichere Wahl, als es ein ausführliches Werk gewesen wäre. Hettners Verehrer freilich würden wohl auch die Bewältigung eines ausführlichen nicht gescheut haben; aber so zahlreich sie sind, so ist doch im Interesse unsrer nationalen Bildung ein noch viel mehr verbreitetes Studium namentlich von Hettners literaturgeschichtlichen Schriften dringend zu wünschen. Und unser „Lebensbild“ ist wie geschaffen dazu, anzuregen und einzuführen. Vielleicht hat nicht bloß die Bedeutung des Buches an sich, sondern auch dieser Nebengedanke Stern dazu veranlaßt, die „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ besonders eingehend zu besprechen?

Und nun noch ein Wunsch, ein unbescheidener: Wir möchten unser Buch als Einleitung zu einer von demselben Verfasser besorgten Gesamtausgabe Hettners gern zum zweitenmale erblicken. Bis das möglich ist, wollen wir es den Gebildeten der Nation ans Herz legen: es ist ein Denkmal, das ein edler Geist dem geschiedenen andern weihte.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. A. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.